



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu stürmen und zu drängen anfinge nach dieser langen Zeit geduldigen Friedensdienstes und seine Fahnen entfaltet sehen wollte zum Ruhme und zur Mehrung des Reichs, es wäre wahrlich kein Wunder. Aber immer wieder nörgelnd die Stimme erheben, um über die Lasten zu schimpfen, die für Heer und Marine zu tragen sind, ist das deutsch? Zämmerlich ist es. Unsrę Pflcht ist, alles zu thun, was wir können, zum Ausbau unsrer Marine.

Es ist das Verdienst des Wislicenus'schen Werkes, daß es uns das zeigt, und wir danken ihm dafür. Es soll uns nicht nur Freude an dem erwecken, was wir schon haben, sondern das Verständnis für das, was noch nothhut, und das ist sehr viel mehr.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Preußische Volksschulfragen. Die frühern stürmischen Klagen des nunmehr längt gezähmten Liberalismus über die Herrschaft der Kirche in der Volksschule haben sich auf ein leises Wimmern herabgestimmt. Öfter als sonst hat man in den letzten Wochen dieses Wimmern vernommen, und es kann nicht geleugnet werden, daß Ursachen genug dafür vorliegen. Zwar die evangelischen Volksschulen konnten nicht wohl stärker klerikalisiert werden, als sie es immer, auch unter und nach Falk, gewesen waren, aber auch den Wünschen der katholischen Geistlichkeit wird jetzt in weiterm Umfange als früher Rechnung getragen, die Zahl der geistlichen Inspektionen ist bei den Katholiken in den letzten drei Jahren von 5766 auf 7077 gestiegen. Geschieht den Herren schon recht! Wir haben es ihnen bei ihrem Triumphgeschrei über den gestürzten Bedlitz gesagt, daß sie nur den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben, statt eines sehr annehmbaren gesetzlichen Zustands die Regierungswillkür gewählt haben, die in Preußen gar nicht daran denkt, ins liberale Fahrwasser einzulenken. Die Hauptleidtragenden bei diesem verunglückten Triumphfeste sind die Lehrer, die immer noch auf ein Dotationsgesetz warten müssen. Jetzt soll es ja nun endlich zu etwas ähnlichem kommen, aber da protestirt auch schon die Kreuzzeitung. Ein ultramontanes Blatt meint, für die müsse es ja freilich eine Kleinigkeit sein, auf 540 Mark Jahreseinkommen einen Haushaltsetat zu bauen, sie brauche ja bloß den Hammersteinschen zum Muster zu nehmen. Drei Millionen hat der Minister schon seit ein paar Jahren versprochen, hat sich aber noch eine halbe abhandeln lassen und stellt jetzt 2½ Millionen in Aussicht. Damit, berechnet S. Tews*) in Nr. 8 der Sozialen Praxis, könnten die Einkommen der 19000 Lehrer und 3400 Lehrerinnen, die weniger als 800 Mark beziehen, auf diese Summe gebracht werden. Die Mittel zur Ausführung seiner sonstigen Pläne: Erhöhung des Grundgehalts auf 900 Mark und Alterszulagen in solchem Betrage, daß nach 31 Dienstjahren ein Einkommen von 1620 Mark erreicht wird, gedenkt der Minister dem Fonds für Beihilfen an Schulverbände zu entnehmen,

*) Der Mann ist Generalsekretär der Gesellschaft für Volksbildung.

so daß also die Schulverbände in Zukunft vom Staate so viel weniger bekommen, als die Aufbesserung der Lehrergehälter erfordert, den Ausfall also zu decken haben. Tewß, der einen Grundgehalt von 800 Mark annimmt (so lautete die erste Meldung), berechnet die Last, die den Schulverbänden daraus erwachsen würde, auf neun bis zehn Millionen; bei 900 Mark wird sie also noch ein paar Millionen mehr betragen. Preußen würde nach dieser Aufbesserung noch lange nicht an der Spitze des Fortschritts marschieren. Es steigen die niedrigsten Gehälter in Sachsen von 1000 auf 1800, in Baden von 1100 auf 2000, in Hessen von 1000 auf 1600, in Weimar (in 25 Jahren) von 950 auf 1600, in Gotha (in 25 Jahren) von 880 auf 1630, in Anhalt (in 24 Jahren) von 1000 auf 2100, in Meiningen (in 30 Jahren) von 1000 auf 1800 Mark. Zudem ist die Aussicht auf die Verwirklichung der kühnen Pläne des preussischen Unterrichts — pardon! Kultusministers vor der Hand recht schwach. In Breslau haben am 21. November die schlesischen Konservativen einen Parteitag abgehalten, auf dem sich der eine der drei Redner (einen Pastor, der gern noch etwas gesagt hätte, ließ man nicht zu Worte kommen), der Graf zu Limburg-Sturum, auch über die Schule äußerte. Die geistliche Schulaufsicht müsse beibehalten werden, weil sich die Geistlichen am besten für das Amt eigneten, und weil ihre Beseitigung eine Unmasse von neuen Beamten notwendig machen würde. Die Forderungen der Lehrer seien zu einem guten Teile berechtigt, die Schuldotationsverhältnisse müßten geändert werden, wenn auch dadurch der Großgrundbesitz stärker belastet werden müsse. (Es ist sehr edel von dem Grafen, daß er sich durch die Aussicht auf Mehrbelastung nicht bestimmen läßt, den Lehrern die Hoffnung abzuschneiden, aber erdrückend wird die Last nicht ausfallen. Wir kennen einen Großgrundbesitzer — es ist noch lange keiner von den größten —, der jedes Jahr seine 120 bis 150000 Mark im Derby gewinnt. Nehmen wir an, er hätte für 20 Schulklassen die Last allein zu tragen — so arg wird es nicht sein — und jedem der 20 Lehrer durchschnittlich 500 Mark im Jahre mehr zu zahlen, im ganzen also 10000 Mark, was wäre das für ihn? Er würde es gar nicht spüren. Die Keningewinne sind freilich nur zufällige Einnahmen, die auch einmal ausbleiben können, aber dergleichen Taschengelder geben doch einen Maßstab zur Schätzung der festen Einnahme ab.) Die Reformidee des Kultusministers billigt der Graf, aber, meint er, die Ausführung werde viel Geld kosten. „Woher das nehmen? Wenn der Reichstag nicht anders beschließt als bisher, dann sind die meisten Reformen unmöglich; bei der jetzigen Zusammenetzung des Reichstags ist freilich wenig zu erwarten.“ Also damit Preußen für seine Volksschullehrer 2½ Millionen flüssig machen könne, wird nichts geringeres notwendig sein als eine Reichstagsauflösung! Beim Militärretat tritt diese Notwendigkeit doch immer erst ein, wenn es sich um ein paar hundert Millionen und außerdem noch um manches andre handelt; über zwei oder auch zwanzig Millionen verliert höchstens Eugen Richter in der Kommission ein paar überflüssige Worte, im Lande spricht man nicht davon. Und nun diese Umstände wegen zweier lumpigen Millionen, die loszuzweifen so viele Jahre gearbeitet werden muß! Der „Sieger von Königgrätz“ war ja gewiß eine recht thörichte Redensart, die aber doch eine von der heutigen grundverschiedene Wertschätzung der Volksschule bekundete; daß er nach dreißig Jahren so ganz und gar das fünfte Rad am Wagen spielen würde, hätte sich besagter Sieger Anno 1866 wohl nicht träumen lassen.

In dem erwähnten Artikel weist Tewß zwei höchst merkwürdige Erscheinungen nach. Erstens, daß der jetzige Leiter des Unterrichtswesens die verständigsten Ansichten und die besten Absichten hat, daß aber in der Unterrichtsverwaltung regel-

mäßig das Gegenteil von diesen An- und Absichten verwirklicht wird, ferner, daß die höchst verständigen Reformverfügungen des Ministers in einer Form erlassen zu werden pflegen, die die ausführenden Organe zu nichts bindend verpflichtet. Beide Erscheinungen wirken besonders stark, wenn man neben Dr. Boffe seinen Kollegen vom Kriege stellt, und wenn man bedenkt, daß es in dem schneidigen Preußen ist, wo solches geschieht. Der Nachweis bezieht sich auf die erstrebte Beseitigung der Armeschulen und der Vorschulen, auf die Abtrennung der niedern Küsterdienste bei der Neubesezung von Schulstellen, auf die Verfügung, die den Lehrern Sitz und Stimme im Schulvorstande zugestelt, und auf die Bevorzugung der Theologen bei der Beförderung zu Rektorstellen. Freilich, meint Tews, könne die Befähigung der in den letzten Jahren ausgebildeten Lehrer zum Hauptlehreramt angezweifelt werden, da das Lehrziel der Präparanden und Seminare überall herabgesteckt worden sei; man habe die eine fremde Sprache beseitigt, die klassische Litteratur verbannt, das Zeichnen und die alte Geschichte beschränkt, dagegen den religiösen Lehrstoff und den Unterricht in dem, was heute bei uns vaterländische Geschichte genannt wird, erweitert. In der That ist die Masse von Bibelsprüchen und Kirchenliedern, die die Seminaristen im Kopfe haben müssen, so enorm, daß daneben kaum noch etwas andres Platz hat; man wird sich also, nebenbei bemerkt, nicht darüber wundern dürfen, wenn nächstens einmal in Lehrerkreisen die verhaltene Religionsfeindschaft offen ausbricht. Denn, meint der wackere Pastor Schall in einem Buche, das wir nächstens anzeigen werden, wie in den Rübengegenden der Boden vielfach rübenmüde wird, sodaß ihm alle chemischen Künste keine mehr abzulocken vermögen, so wird eine mit Religionsstoff überfütterte Seele notwendig religionsmüde.

In einem Punkte müssen wir Tews widersprechen. In Beziehung auf die Errichtung neuer Konfessionschulen für winzige Minderheiten schreibt er: „Mag auch noch so oft behauptet werden, die Bevölkerung dringe auf Errichtung von konfessionellen Schulen, in neunundneunzig von hundert Fällen ist das nicht der Fall, sondern allein der in seinem Einfluß sich bedroht führende Geistliche ist es, dem zuliebe die Kinder nach Konfessionen getrennt werden.“ In Berlin mag man ja so weit sein, daß die Mehrheit der Bevölkerung Bruno Wille als Religionslehrer jedem evangelischen und katholischen Geistlichen vorziehen würde, aber im Lande ist der Konfessionalismus noch stark, wenn er auch oft gar nicht mehr in der Liebe zur eignen, sondern nur noch in der Abneigung gegen die andre Konfession besteht. Die Unterrichtsverwaltung allerdings begeht ein großes Unrecht, wenn sie aus Nachgiebigkeit gegen solche Neigungen und Abneigungen die Verschwendung bedeutender Geldmittel auf die Gründung überflüssiger Konfessionschulen zuläßt, während sie angeblich keine Mittel hat, den $1\frac{2}{3}$ Millionen Kindern zu helfen, die in überfüllten Klassen sitzen, und den 12000 Klassen, die keine eignen Lehrer haben, solche zu verschaffen. Wenn, um dieses jüngst in den Grenzboten erörterte Thema noch einmal zu streifen, auch in preussischen Schulen hie und da der Stock öfter gehandhabt werden sollte, als eine vernünftige Pädagogik zu billigen vermag, so tragen ohne Zweifel die überfüllten Klassen, die dem Lehrer unlösbare Aufgaben aufbürden, die Hauptschuld.

Französischer Stil. Das Franzosentum, das wir 1870 militärisch und politisch zurückgeworfen haben, sucht sich auf andern Gebieten zu rächen. Und diese Revanche gelingt ihm besser, als unsre Modelitteraten, die sich mit soviel Selbstbewußtsein „modern“ nennen, ahnen. In Wahrheit sind diese kurzfristigen Modernen, diese jungen Söhne eines großen deutschen Reichs, nichts weiter als Knechte Frankreichs. Wir haben bereits in einem Artikel „Litteratentumst“ darauf hinge-

wiesen, und wir wollen denselben Gegenstand hier auf ein weiteres Gebiet ausdehnen, auf das Gebiet des „Essays“ und jenes „pikanten“ Plauderstils, der heute in unsern deutschen Zeitschriften litterarischer und künstlerischer Art immer mehr um sich greift.

Das eigentliche Wesen des französischen Nationalcharakters ist ein helläugiger Verstand, der sich besonders auf den trocknen Gebieten der Chemie, der Physik, der Medizin erfolgreich bethätigt, der aber in allen den Gattungen des Geisteslebens, die eine schöpferische Gemütskraft verlangen, nur Untergeordnetes zu Tage gefördert hat. Hierher rechne ich in erster Linie die Philosophie und die so recht eigentlich im Gemüte wurzelnde Musik. Die größten Musiker, die tiefsten Philosophen und Theosophen der neuern Zeit haben der germanischen Kultur angehört; und auch jene Art wissenschaftlicher Bethätigung, die in Verbindung mit spekulativem Denken wahrhaft neue und tiefgreifende Entdeckungen zu Tage bringt, z. B. die Astronomie der Copernicus, Kepler und Newton, hat im gallischen Geiste so gut wie nie eine Pflanzstätte gehabt. Es ist etwas Wahres daran, wenn man die leichtblütigen Franzosen gewöhnlich oberflächlich nennt, es ließe sich auch wohl anthropologisch begründen; die einzige wirklich welterobernde „Philosophie“ der Neuzeit, die von Frankreich ausging, der Materialismus Diderots und seiner Encyclopädisten, bestätigt nur wieder, daß der chemische Scharfsinn und die rhetorische Gewandtheit unsrer westlichen Nachbarn größer ist als ihr seelischer Tiefinn. Der einzige Rousseau kommt nicht in Betracht, da ihn seine Abstammung der gemischten Schweiz zuweist.

Verstandeskälte nannten wir also das Grundwesen des französischen Nationalcharakters. Mit dieser Verstandeskälte verbindet sich aber sofort eine zweite Eigenschaft, die geeignet ist, jene einseitige erste Anlage beinahe angenehm, beinahe beneidenswert erscheinen zu lassen: eine natürliche Anlage zur Grazie, zum guten Geschmack, zur Höflichkeit. Und kalter Verstand verbunden mit feinem Geschmack und liebenswürdiger Höflichkeit erzeugt dann jenes unübertreffbare Dritte, das wir vor allem als Kennzeichen echten Franzosentums aufzufassen gewohnt sind: den Esprit.

Damit wäre kurz und klar die Grundlage angedeutet, auf der sich der französische Stil erhebt. Dieser Stil wächst, und das beachte man wohl, als etwas ganz Natürliches aus jener Anlage heraus. Jedes Nachahmen dieses Stils bei einem anders beanlagten Volke ist offenkundige Unnatur und Charakterlosigkeit, die weder dem Geschmack noch dem Selbstbewußtsein dieses Volks zur Ehre gereicht. Dieses Nachahmen aber, bewußt oder unbewußt, ist heute bei den Leuten, die uns eine „neue Kunst“ aufreden möchten, nichtswürdige Mode geworden.

Ich greife zum Beweis meiner Ausführungen ohne viel Suchen einige Beispiele heraus. Hermann Bahr ist Wiener, soll übrigens auch von Juden abstammen. Von der nationalen Tiefe und Charakterkraft der Wiener als solcher hat uns nun allerdings weder die Entwicklung ihrer Geschichte noch die Entwicklung ihrer Kunst und Litteratur, dieses Spiegelbildes des Volkscharakters, eine besonders hohe Meinung beigebracht. Aber das geht uns zunächst nichts an; Bahr und seine Wiener, auch die mannhaften Ausnahmen, mögen sich in ihrer Art und nach des Schöpfers Willen weiter entwickeln. Unfre Pflicht aber ist es, zu fühlen und zu erkennen, daß der Geist, in dem das Litteraturgigerl Bahr lebt und webt, dem deutschen Geiste schnurstracks widerspricht. Und wenn dieser Geist öffentlich in einer Zeitschrift auftritt und beeinflusst oder zu beeinflussen sucht, so dürfen und müssen auch wir wieder öffentlich dagegen auftreten. Ich entnehme der „Zeit“ eine beliebige Stichprobe: „Gräfin Fritzi von Oskar Blumenthal, die letzte Novität

des Deutschen Volkstheaters, ist witzig, nicht sehr tief, oft banal, kein Stück, sondern mehr ein munteres und angenehmes Feuilleton von der leichtsinnigen, fidelen und losen Art, die man vor zehn Jahren liebte. Es war hübsch inszeniert, wurde von Frau Odilon und Fräulein Ketty mit Grazie, von den andern ein bißchen nüchtern gespielt und hat gefallen. Freilich meinten dann einige ganz Gescheite beweisen zu müssen, daß Blumenthal doch kein Dichter ist (sei!), und entrüsteten sich. Ich bin genügsamer und schon zufrieden, wenn jemand nur kann, was er will. Er will amüsieren, das gelingt ihm — wozu also den Leuten die Freude verleiden?“ Pikant und grazios, leicht und nett — vollständig Pariser Schule!

Nun beachte man aber den völligen Mangel an Ernst und Temperament, an Charakter und Seele, der an dieser für sämtliche Litteratur-Pariser Frankreichs und Deutschlands bezeichnenden Stilart hervortritt. Man könnte versucht sein, wenn man bloß die eine Probe kennt, einen gewissen Idealismus getäuschter Erwartung dahinter zu wittern. Aber selbst wenn wir uns zu der hohen Annahme aufschwängen, daß dieser Spöttelton vielleicht nur eine Sehnsucht nach großer Kunst verdeckte, selbst dann müßten wir sagen: einen getäuschten Idealismus so vorzutragen, mit Spöttelei und Witzerei, ist erstens undeutsch und läßt zweitens auf eine Natur schließen, die selber innerlich matt, gebrochen, angefressen und kampfes-müde ist. Sie mag nicht mehr durch ernstes und festes Betonen ihres Ideals einen Kampf heraufbeschwören, sie spöttelt daher nur: „Na ja, ganz nett, ich habe ja nichts dawider, im Gegenteil, ich habe mich süperb amüsiert.“ Das wäre das höchste, was wir annehmen könnten. Aber selbst hier weiß jeder, der Wahrs und der andern gesamtes Wesen überblickt, daß auch diese Stufe für sie längst „überwunden“ ist. Der gekränkte Idealismus liegt in aschgrauer Ferne dahinten, und sie fühlen sich auf ihrem jetzigen Tiefstand eines groben Materialismus und Epikureertums ganz wohl. „Wozu alle Aufregung? Was ist überhaupt Idealismus? Ich beurteile nicht mehr die Gesamtheit, sondern jeden einzelnen Menschen, nicht mehr die Kunst, sondern jedes einzelne Kunstwerk, und zwar nach den Gesetzen, die in ihnen selbst liegen. Deckt sich Wollen und Können, deckt sich Form und Inhalt, so ist das für mich ein künstlerischer Genuß. Andersfalls weise ich nach, daß künstlerische Differenzen vorliegen, aber immer auf der Grundlage dessen, was der zu besprechende Mann will. Den sogenannten Verbrecher beurteile ich demnach genau so höflich und unbefangen wie den sogenannten edeln Charakter; die Betrachtung dieses wie jenes gewährt mir den gleichen künstlerischen Genuß.“ Nach diesem Rezept, das von den Positivisten Comte, Taine, Littré ausgegangen ist, bespricht Herr Wahr einen Blumenthal ebenso liebenswürdig und grazios wie einen Shakespeare.

Fühlt man nicht den niederträchtigen Nihilismus, der aus dieser liebenswürdigen „Objektivität“ grinst? Muß man nicht zugeben, daß diese Art von „Poesie“ und „Kritik“ gleichbedeutend ist mit vollständigem seelischem Bankrott? Beweise und Gründe sind bekanntlich so wohlfeil wie Brombeeren; der Teufel ist der größte Dialektiker. Aber ich appellire ans Gefühl, an das einfache, natürliche, warme Gefühl. Und ich behaupte rundweg, daß diese Art unserm deutschen Volksgeist — Volk im edelsten Sinne des Wortes — ebenso zuwider ist wie Mephisto dem Faust. Mephisto und Faust — ja, das ist der richtige Vergleich! Mephisto führt das Wort in Deutschland, seitdem Heine auch das Edle in der Romantik wegspöttelte, Heinrich Heine, der erste Pariser, das erste Gigerl der ersten deutschen Litteratur. Und der eingeborne Faust, der deutsche Volksgeist, ist in die Ecke gedrängt!

Wie sagt doch das liebe Bürgerkind Gretchen mit ihrem feinen, natürlichen Gefühl?

Der Mensch, den du da bei dir hast,
Ist mir in tiefer innerer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht . . .
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein,
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

Das paßt vollständig auf diese heruntergekommenen Gesellen und die elende Charakterlosigkeit, aus der ihr pikanter Stil herausfließt.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Herren nicht ihre persönlichen Liebhabereien hätten. Aber den Grundton giebt, bei persönlicher Neigung oder Abneigung, der überlegene Kopf, der nervös feine Geschmack, der pikante Analysestil an, niemals das Herz oder der weitfliegende, Sätze zu Perioden zusammenfassende, begeisternde oder zerschmetternde, daher auch schöpferische, von der ganzen Wucht einer gesunden Persönlichkeit getragene spekulative Gedanke. Gespensterhaft seelenlos ist diese Art; nur pathologisch kann man ihr gerecht werden. Ihre Nerven ersetzen diesen Parisern die volle, warme Mannesseele. Und feine, interessant zerüttete Nerven hat ja das ausgemergelte Keltentum der so lange schon im „Grab der Menschheit,“ wie Rousseau die Großstadt nennt, dahinlebenden Pariser. Nun macht es ihnen das junge Berlin nach.

Ich greife aus einer Berliner Monatschrift eine Probe heraus. Da schreibt Oskar Wie in der Freien Bühne: „Die Post brachte neue Noten von Richard Strauß. Das ist für mich immer ein kleines Fest. Da heißt es, alles liegen lassen, das Klavier aufklappen und in die Töne stürzen. Denn ich liebe die Musik Straußens leidenschaftlich. Sie ist voller Bornehmheit und königlicher Würde und doch von einer demokratischen Wahrheit, die auf die untersten Gründe der Seele taucht. Zudem ich sie umarme, hebt sie mich mild und leise auf jenen Gipfel, wo man die Freude am Leben und seiner unendlichen Schönheit wiedergewinnt. Das thut wohl!“ O seht doch, wie er genießt! Ein distinguirter Gourmet; er genießt das Werk wie frische Austern. Ob es die rechte Zeit zum Genießen ist, ob sein Genießobjekt und er selbst vor dem Richterstuhl einer umfassenden Weltanschauung, vor dem Richterstuhl eines edelmenschlichen Pflichtbegriffs, eines vollen Mannesbewußtseins bestehen bleibt — darüber macht sich unser Genießling keine Unruhe. Er ist Künstler. Er ist verkörperte Stimmung. Er schwimmt in Farben. Er trinkt Töne.

Weiter: „Ich wollte schon lange das Lebenswert dieses, ich muß es sagen, größten unsrer lebenden Komponisten zusammenfassen. Denn es reizt, einem Individuum die Konturen zu ziehen.“ Man beachte das eingeschobene, durchaus französische „ich muß es sagen“; man beachte die bezeichnende Wendung: „es reizt“ usw. Ich bitte, den ganzen höchst bezeichnenden Aufsatz auf Seite 1022 des Oktoberheftes der Freien Bühne nachzulesen. Auch den nicht minder bezeichnenden „Kritischen Erguß“ von Richard Dehmel auf Seite 1029 desselben Heftes. Sehr pikant fängt er gleich mit einem „nämlich“ an: „Es giebt nämlich Leute, die“ usw. Und er schließt nicht minder pikant: „Aber die merkwürdigen Leute — ah, nein! man sollte auf sie speien! Aber freilich: »man« . . .“ Ist das nicht feinstes Esprit?

Man wirft uns aus den Kreisen der hier gekennzeichneten „Jungen“ — Jungen! — das alberne Wort entgegen, wir wären „reaktionär.“ Wir meinen aber, daß wir

die Krankengeschichte der jezigen „deutschen“ Litteratur besser kennen als die Herren Kranken selber. Auch wir freuen uns von ganzem Herzen über eine neue Kunst, aber nur dann, wenn diese Kunst deutsch und wenn sie gesund ist.

Gelehrtenwelscherei. Schon wiederholt ist in den öffentlichen Blättern gerügt worden, daß die unter dem Namen „Archäologisches Institut“ in Rom bestehende deutsche Reichsanstalt ihre „Mitteilungen“ zu nicht geringem Teile in italienischer Sprache herausgibt. Man tadelt nicht, daß etwaige Beiträge italienischer Archäologen in deren Sprache gebracht werden, sondern daß sich deutsche Gelehrte, statt ihre Muttersprache zu gebrauchen, der fremden Sprache bedienen. Auch das neueste, eben bei Löschner in Rom erschienene Heft (X, 2) bestätigt wieder diese beklagenswerte Wahrnehmung. Es enthält zuerst auf 21 Seiten einen Aufsatz in deutscher Sprache von Frd. Hauser; dann folgen auf 39 Seiten Arbeiten in italienischer Sprache von Züthner, Petersen und Mau; den Beschluß macht eine Mitteilung auf 18 Seiten in deutscher Sprache von A. Schneider. Die Hälfte des Heftes ist also deutsch, die Hälfte italienisch; die Verfasser sind sämtlich Deutsche. Das vorhergehende Heft (X, 1) enthielt 64 Seiten deutsch, 28 italienisch, und der vorhergehende Band (IX) 210 Seiten deutsch und 135 italienisch, wovon 33 auf einen italienischen, 102 auf deutsche Gelehrte kommen.

Man mag die italienische Sprache noch so sehr schätzen und lieben, so wird man doch nicht billigen können, daß deutsche Gelehrte in einer vom Reiche herausgegebenen Zeitschrift ihre Beiträge statt in der eignen, in jener fremden Sprache veröffentlichen. Wo bleibt da das deutsche Selbstbewußtsein, wo bleibt die nationale Ehre? Und auf die nationale Sprache zu halten, ist doch wohl auch eine Ehrensache jedes gebildeten Volks, das Anspruch auf Selbstachtung und auf die Achtung andrer Völker macht.

Welscherei im Volke. In Bonn, hart am Rheine beim Landungsplatze der Dampfschiffe, ist ein neuer Gasthof entstanden, der sich als Aushängeschild den alten Ernst Moritz Arndt erkoren hat, vermutlich weil das Denkmal Arndts dicht dabei auf dem alten Zolle steht. Von Arndtscher Denkart und Gesinnung ist da freilich nichts zu spüren. Der Name des großen deutschen Mannes ist leeres Aushängeschild. Hôtel Restaurant. Vater Arndt. Pension — so steht an der Vorderseite des Hauses in einer Zeile mit großen Buchstaben angeschrieben. Tritt man ein, so strahlen einem die Diners, Soupers, Menus und all das französische und oft noch dazu verballhornte Speisefartendeutsch entgegen, daß es eine wahre Schande ist. Arndt pries einst Deutschland, „wo Zorn vertilgt den welschen Tand,“ aber hier blüht nicht nur dieser welsche Tand, sondern er hängt sich, doppelt anwidernd und beschämend, an den Namen eines der größten deutschen Vaterlandsfreunde, eines tapfern Vorkämpfers für das Recht und die Ehre der deutschen Sprache.

Leider steht dieser Fall nicht vereinzelt da. In Frankfurt a. M. z. B. ist vor einigen Monaten ein neues Haus eröffnet worden, das der Germania gewidmet ist. Aber es nennt sich nicht bloß auf Französisch: Hôtel Germania, sondern es hegt auch den ganzen Wust des herkömmlichen französischen Gasthofsdeutschs. Zum 2. September wurden, besonders in Berliner Zeitungen, verschiedentlich Nationale Fest-Diners angekündigt, und in wie vielen Städten trifft man auf ein altdeutsches Restaurant oder auch altdeutsches Wein-Restaurant, ein Hôtel national, ein Restaurant national, ein Grand Café national und ähnliche Geschäfte, die mit dem Worte deutsch oder national prunken, aber die Vermutung erwecken, daß ihre Besitzer französischer.

Nationalität seien. Leider sind es Deutsche. Aber leider fühlen diese deutschen Gastwirte nicht im geringsten das Unschickliche, ja Unwürdige solcher Aushängeschilder, solcher Wortverbindungen. Mit national, altdeutsch, Germania und Vater Arndt klingelt und klappert man, aber man kümmert sich ganz und gar nicht um deutsches Wesen, deutsche Gefinnung, deutsche Sprache, sondern huldigt blind und gedankenlos dem „welschen Land.“

Zur Naturgeschichte der *linea submissionis vel devotionis officinalis*. Hauptsächlich giebt es unter den Grenzbotenlesern eine ganze Anzahl, denen der Submissions- oder Devotionsstrich selbst dem Namen nach unbekannt ist, und sie warnen wir dringend, die neuervorbene Kenntnis praktisch zu verwerthen. In unsrer Annahme werden wir bestärkt durch den Umstand, daß sogar Sankt Brochhaus, der über Rebus, Omnibus und allerhand andres Auskunft giebt, weder den Submissions- noch den Devotionsstrich erwähnt und somit entweder sein Vorhandensein leugnet oder annimmt, er komme nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor. Der großen Anzahl deutscher Staatsangehörigen aber, die mit amtlichen Schriftstücken zu thun haben, wird der vorsintfluthliche Strich wohl bekannt sein.

Der richtige Submissionsstrich ist ein senkrechter Tintenstrich in der Größe eines ausgewachsenen Regenwurms, der in Schriftstücken, die an Behörden oder hochgestellte Beamte gerichtet werden, unter dem Text des Schreibens genau in der Mitte mit einem Lineal so weit nach unten gezogen wird, daß dem Absender gerade noch genügend Raum für seine Namensunterschrift bleibt. Der Strich soll, wie sein Name besagt, die unbegrenzte Unterwürfigkeit und Ergebenheit des Absenders gegenüber dem Empfänger des Schreibens zum Ausdruck bringen. Eine Spielart des Submissionsstrichs besteht darin, daß der Strich krumm, einem langgezogenen Fragezeichen ähnlich, gezogen ist. Dieser Strich redet eine deutlichere Sprache: da — nach der bekannten Anekdote — das Fragezeichen ein buckliges Ding ist, das Fragen stellt, soll mit dieser Form sinnig ausgedrückt werden, daß der Absender dem Empfänger einen tiefen Bückling mache.

Den Namen des Erfinders des Submissionsstrichs haben wir nicht ermitteln können, aber wenn der Strich erst zu den abgeschnittenen Böpfen gehört, wird sich sicher ein Gelehrter finden, der den Erfinder entdeckt und dafür sorgt, daß er ausgehauen wird.

Der Strich ist, wenn wir recht berichtet sind, niemals, weder durch Gesetz noch durch Verfügung eingeführt worden; über seine Form und die Notwendigkeit seiner Anwendung bestehen jedenfalls allgemein keine genauen Bestimmungen. In den zerstreuten Vorschriften über amtliche Berichtsformen wird der Submissionsstrich nur hie und da als etwas selbstverständliches erwähnt. Ausdrücklich vorgeschrieben ist der Submissionsstrich in Preußen für Schreiben militärischen Inhalts, die dem obersten Kriegsherrn unmittelbar vorgelegt werden müssen. Im übrigen ist er von den Militärbehörden völlig abgeschafft.

Der Submissionsstrich muß vor unvordenklicher Zeit auf den Schreibstuben erfunden worden sein, den Beifall hoher Personen gefunden und dann seinen Siegeslauf durch die amtliche Welt angetreten haben. Jedenfalls hat er jetzt bei uns Bürgerrecht erworben. Daß er eine Notwendigkeit und, wie der Jurist auf Deutsch sagt, das *essentiale* eines an vorgelegte Behörden gerichteten Schriftstückes ist, beweist die bekannte glaubwürdige Erzählung von dem Oberförster, der, wegen unterlassener Submissionsstriche zur Rede gestellt, seiner Behörde einen ganzen Bogen voll kurzer und langer Striche übersandte, mit dem gehorsamsten Ersuchen, daraus die fehlenden zu entnehmen.

Darüber, daß der Submissionsstrich heutzutage ganz bedeutungslos, überflüssig und auch thöricht ist, ist, abgesehen von dem ganz starren Bureaukraten, wohl niemand im Grunde seines Herzens im Zweifel. Aber auch volkswirtschaftlich ist der Strich vom Übel: ist der Schreiber mit seinem Lineal nicht außerordentlich vorsichtig, so giebt es Flecke, die der vor Ehrfurcht Ersterbende selbst durch Ausradiren nicht so beseitigen kann, daß nicht die Schönheit und Anmut des Schriftstücks dadurch beeinträchtigt würde. Der verunglückte teure weiße Bogen und mit ihm die ganze auf das Schreiben verwendete Zeit muß also unnütz geopfert werden.

Trotz aller Verfügungen über die Verminderung des Schreibwerks ist von oben her an dem Submissionsstrich noch nicht gerüttelt worden; er wird also wohl noch lange bestehen bleiben.



Litteratur

Kennt du das Land? Wander- und Wandertage in Italien und Sizilien. Von Peter Sirius. München, Verlag der Illustrierten Reiseblätter, 1896

Ein liebenswürdiges Buch in lebendiger Darstellung, das jeder, der mit empfänglicher Seele Italien besucht hat oder zu besuchen gedenkt, mit Gewinn und Genuß lesen wird. Unter dem Namen Peter Sirius verbirgt sich ein badischer Gymnasiallehrer, der im Herbst eines der letzten Jahre an dem archäologischen Reiseskursus des kaiserlichen Instituts in Rom teilgenommen hat, ein vielseitig gebildeter Mann von lebhafter Empfänglichkeit, scharfer Beobachtungsgabe und der Fähigkeit, gut und anschaulich zu schildern. Er will Menschen und Dinge so darstellen, wie er sie gesehen hat, das ganze Buch ist also ganz subjektiv und will es sein; es ist daher oft weniger eine Reiseschilderung als ein begeisterter Gefühls-erguß und hat dem entsprechend auch noch ein *Supplemento poetico*, das aus Gedichten des Verfassers besteht. Es hat etwas Erfrischendes, in diesem von des Gedankens Blässe angekränkelten *fin de siècle* einem solchen Manne zu begegnen, und man wird sagen dürfen: nur ein akademisch gebildeter Deutscher kann so sehen, empfinden und schreiben. Gegenüber den vielen thörichten absprechenden Urteilen über Italien und die Italiener wird er vielleicht zuweilen nach der andern Seite hin partiisch, aber eine solche warme Mitempfindung, wie er sie hat, befähigt ungleich besser zum Verständnis von Land und Leuten, als eine pessimistisch nörgelnde Stimmung, und sehr viele seiner Urteile entsprechen ganz und gar den Beobachtungen des Schreibers dieser Zeilen. Der Verfasser ist über den St. Gotthard nach Mailand gefahren, von dort über Bologna nach Florenz, hat dann Orvieto, Rom, Neapel und seine Umgebungen (Pompeji, Vesuv, Pästum, Capri), endlich Sizilien besucht und ist über Neapel, Rom, Assisi, Perugia, Florenz, Venedig und Verona in die Heimat zurückgekehrt. Eine ganz kleine Berichtigung wird ihm, dem der *genius loci* Heidelbergs nicht fremd ist, wohl selbst willkommen sein. In Sorrent giebt es nicht zwei verschiedene Gasthöfe Sirena und Loreley, sondern derselbe Gasthof trägt beide Namen (La piccola Sirena-Loreley).

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig